Festvortrag am 29.03.2009

„Wer nirgendwo zu Hause ist, der kann auch keine Nachbarn haben“

Plädoyer für den Mut zum christlichen Zeugnis

Annette Schleinzer

(Der Vortragsstil wurde bewusst beibehalten)

„*Wir haben es getan. Wir haben unseren Sohn taufen lassen. Gerade mal ein halbes Jahr war er da alt“* - so schreibt eine junge Frau in einem Artikel.
Und sie fährt fort: *„Unsere Freunde waren kritisch. ‚Warum lasst ihr ihn nicht später selbst entscheiden, ob er einer Religion angehören will?‘“*

In diesen wenigen Sätzen klingt für mich ein Grundmotiv dessen an, was ich in meinem Vortrag entfalten möchte. Es geht um die Spannung zwischen der Verwurzelung in der eigenen Glaubenstradition und der Offenheit für andere Traditionen und für die verschiedenen Milieus mit ihren eigenen Wertevorstellungen. In unserer Gesellschaft gibt es dabei eine Tendenz, jede Religion und jede Weltanschauung zunächst einmal gleich gültig zu sehen. Das entspricht auch einer globalisierten Welt, in der Menschen verschiedener Religionen und Kulturen zusammenleben müssen.

Sie haben sich ja bereits zwei Tage lang mit den Auswirkungen solcher Veränderungen auf Schule und Bildung beschäftigt. Auf der einen Seite steht der christliche Bildungsauftrag - auf der anderen Seite die Realität unserer Gesellschaft, in der die Kinder auf ganz unterschiedliche Weise geprägt sind; und die Zahl derer, die getauft sind bzw. tatsächlich religiös beheimatet sind, nimmt ab - das haben Sie ja auch in Ihrem Flyer so formuliert.
Wir machen zur Zeit die schmerzliche Erfahrung, dass wir als Christen dabei sind, eine Minderheit zu werden - hier in Sachsen-Anhalt sind wir es schon seit Jahrzehnten.

Das muss aber kein Anlass für Pessimismus werden. Ich bin davon überzeugt, dass gerade die Zeit, in der wir leben, für uns eine günstige Voraussetzung ist, wieder einmal zu den elementaren Grundlinien unseres Glaubens zu finden. Und dazu

gehört unser Auftrag, das Evangelium vom Reich Gottes allen Menschen weiterzugeben. Daran kommen wir nicht vorbei - egal, unter welchen Bedingungen wir leben.

Diese unsere christliche Berufung in der Tiefe zu erkennen, ist das eine.
Weitaus schwieriger ist es, sie umzusetzen. Denn es kann nicht darum gehen, Menschen zu vereinnahmen. An dem Punkt gibt es zu Recht eine tiefe Abwehr. Das Wort „Mission“ hat in Bezug auf Religion einen negativen Beigeschmack. Es weckt die Erinnerung an dunkle Zeiten der Kirchengeschichte. Es riecht nach Proselytenmacherei, nach Fundamentalismus oder zumindest nach Intoleranz.

Was ist dann aber gemeint?

Ich glaube, dass das, was wir als Christen sozusagen „anbieten“ können, ein solches „Plus“ für alle Menschen ist, dass wir es unmöglich verschweigen können. Ich bin davon überzeugt, dass unsere Gesellschaft dieses „Plus“ unserer Religion braucht: ja, mehr noch: dass sie das christliche Zeugnis braucht, vielleicht sogar zum Leben und Überleben braucht.
Das klingt offensiv und für manche vielleicht anstößig: aber das liegt in der Natur der Sache. Das Evangelium Jesu Christi war schon immer eine Zumutung. Eine Zumutung allerdings, in der es um die Fülle des Lebens für *alle* geht.

Diese Zumutung möchte ich jetzt ein wenig entfalten und konkreter werden lassen.

Ich kann dabei weniger auf Erfahrungen mit Kindern und mit Schule zurückgreifen.
Mein Hintergrund ist vor allem der:

- Ich beschäftige mich seit fast dreißig Jahren mit Madeleine Delbrêl, einer französischen Sozialarbeiterin und modernen Mystikerin - die ihr Leben mit den kommunistischen Arbeitern ihrer Stadt geteilt hat. Sie ist so etwas wie eine Pionierin des Dialogs zwischen Christen und Nichtchristen geworden. Ich werde in meinem Vortrag auch immer wieder mal etwas von ihr zitieren.
- Ein zweites: ich habe seit zwanzig Jahren einen muslimischen Schwager. Er sieht sich selbst als liberal und er ist es in vielem auch. Aber in Bezug auf Religion ist er eindeutig: eine Taufe kam für die vier Kinder niemals in Frage.

Und obwohl er einerseits sagte, dass die Kinder später mal selbst entscheiden sollen, welcher Religion sie angehören wollen, ist es für ihn doch selbstverständlich, sie muslimisch zu prägen. Insofern habe ich seit vielen Jahren die Gelegenheit, einen christlich-muslimischen Dialog in der eigenen Familie zu lernen.

- Und ein drittes: Ich lebe jetzt seit vierzehn Jahren hier im Bistum Magdeburg - in einem Land, das fast schon seit Generationen entchristlicht ist. Über 80% der Menschen gehören keiner Konfession und auch keiner Religionsgemeinschaft an. Dazu zwei Anekdoten:

  Bei einem Bundeswehrgottesdienst in den neuen Bundesländern hat sich einmal Folgendes zugetragen: Der katholische Priester eröffnete den Gottesdienst mit der Formel: „Der Herr sei mit euch!“ - Totenstille - . Ein Rekrut erinnerte sich dann wohl an seine katholische Sozialisation und sagte laut in die allgemeine Stille: „Und mit deinem Geiste“. Darauf sein Vorgesetzter, ein Offizier: „Ruhe! Quatsch’ doch dem Pastor nicht dazwischen!“ …

  In einem Interview in der Leipziger Innenstadt wurden Jugendliche einmal gefragt, ob sie katholisch oder evangelisch oder anderweitig religiös gebunden seien. Die Antwort war verblüffend. Viele wussten mit der Frage nämlich gar nichts anzufangen und sagten: „Ich bin normal“!

In diese Normalität hinein eine Alternative zu formulieren, die das Leben verändern könnte: das ist kein Luxus.
Wir schulden den Menschen die gute Nachricht. Sie „verändert den Pegelstand des Glücks“, so schreibt Madeleine Delbrêl einmal. Ja, mehr noch: Es geht um Werte und um Perspektiven, die letztlich sogar eine Frage auf Leben und Tod sind.

Was sind das für Werte und Perspektiven? **Was** haben wir also anzubieten? - Und w**ie** bieten wir es an?

1. Was haben wir anzubieten? Was ist unser Profil?

Zwei Kernpunkte möchte ich herausgreifen: die Würde des Menschen - und die Frage: woher komme ich und wohin gehe ich?
Es waren vermutlich auch Erfahrungen mit solchen Themen, die das Christentum von Anfang an für viele anziehend gemacht haben. Die neuere Forschung geht davon aus, dass es weniger die großen Missionspredigten waren, die Menschen in Kontakt mit dem Christentum gebracht haben, sondern die alltägliche

Kommunikation: von Ehefrau zu Ehemann, von Nachbarin zu Nachbarin, von Freund zu Freund. Und in diesen alltäglichen Gesprächen gab es genügend Anknüpfungspunkte für das, was in dieser neuen Religion tatsächlich das Neue war.

a) Die Würde des Menschen

Da hat jemand z.B. beobachtet, dass Sklaven beim gemeinsamen Mahl plötzlich am selben Tisch sitzen durften wie ihre Herren. Da gab es eine auffällige Sorge für die Armen und Kranken. Da gab es keine Zulassungskriterien für die Aufnahme in den Glauben: alle waren willkommen.

Über solche Erfahrungen wurde gesprochen. Sie waren anders als das, was die Menschen gewohnt waren. „Warum macht ihr das“? - so wurde vermutlich gefragt. Die Antworten werden ähnlich gewesen sein, wie wir sie auch heute versuchen: „Wir denken groß vom Menschen, weil wir in ihm das Ebenbild Gottes sehen“. Jeder Mensch hat deshalb nicht nur einen Wert, sondern eine Würde, die unantastbar ist.

Dieser Glaube ist dann in die universalen Menschenrechte eingeflossen. Vielen Menschen in unserer Gesellschaft ist es ja gar nicht mehr bewusst, dass ihre eigenen Wertevorstellungen vom biblischen Gottes- und Menschenbild her kommen.

Dieses wird vor allem da konkret, wo Menschen am Rand leben. *„Selbst die allerschlechteste christliche Welt würde ich der besten heidnischen vorziehen“,* so schreibt Heinrich Böll*, „weil es in einer christlichen Welt Raum gibt für die, denen keine heidnische Welt je Raum gab: für Krüppel und Kranke, Alte und Schwache; und mehr noch als Raum gab es für sie: Liebe für die, die der heidnischen wie der gottlosen Welt nutzlos erschienen und erscheinen.“*

Es gehört deshalb zu unseren Aufgaben, Werte, die mit der Würde des Menschen zu tun haben - z.B. die Ehrfurcht vor dem Leben - in ihrer Herkunft zu identifizieren. Wir dürfen doch stolz darauf sein, dass das zur Grundsubstanz unseres Glaubens gehört! Wir brauchen uns nicht verschämt in die Defensive drängen lassen! Wir haben ein Profil, das sich sehen lassen kann - ohne dass man natürlich all das ausklammern darf, was es in der Geschichte der Kirche auch an Dunklem und Schrecklichen gab.

b) Die Frage nach dem Woher und Wohin

Ein zweites scheint mir wichtig zu sein. Ich möchte es an einem konkreten Beispiel aufzeigen.

Ich wohne in einem kleinen Dorf im Nordharz, in dem es kaum Christen gibt. Die meisten, die hier leben, sind arbeitslos. Die Kontakte ergeben sich einfach im täglichen Leben, z.B. während der Gartenarbeit. Auf diesem Wege habe ich schon seit Jahren Kontakt mit einem Mädchen aus der Nachbarschaft. Sie kommt öfter zu mir herüber, wenn sie mich im Garten sieht. Meist erzählt sie etwas aus der Schule. Letztes Jahr ist plötzlich ihre Oma gestorben. Es war ein Schock für die ganze Familie. Das Mädchen ist dann auch zu mir gekommen, um mit mir darüber zu sprechen. Sie sagte: „Ich habe meinen Papa gefragt, was aus der Oma denn jetzt wird.“ Und er habe geantwortet: „Sie wird jetzt zu Humus im Boden“.

Ich habe gespürt, dass diese Erklärung ihr zwar irgendwie einleuchtete, dass sie aber kein Trost war. Und ich spürte vor allem: jetzt ist dein Glaube gefragt. Ich muss ihr jetzt etwas davon sagen, wie ich das aus dem Glauben sehe; dass ich fest darauf hoffe, dass ihre Oma weiter lebt, und dass es nur die leibliche Hülle ist, die da im Boden zu Humus wird. Und dass sie ihre Oma vor allem einmal wieder sehen wird.

Sie können sich vorstellen, dass es nicht einfach ist, da die richtigen Worte zu finden gegenüber einem Kind, das ohne den christlichen Glauben aufgewachsen ist. Und ich weiß auch nicht, ob etwas davon übergekommen ist. Aber ich habe zumindest eins gesehen: dass in den Augen des Kindes eine tiefe Sehnsucht danach aufgeglommen ist, es möge doch so sein… Ja - ich glaube, dass es so ist: die Liebe zu einem Menschen verlangt eigentlich danach, dass dieser Mensch nicht einfach im Nichts verschwindet oder zu Humus wird. „Einen Menschen lieben, heißt sagen: Du wirst nicht sterben!“ (Gabriel Marcel).

Das ist also ein weiterer Aspekt des Schatzes, den wir anzubieten haben: wir dürfen einen Gott bezeugen, aus dessen Liebe wir kommen und in dessen Liebe wir auch durch den Tod hindurch geborgen sind. Der Tod hat nicht das letzte Wort. Unsere Hoffnung greift aus bis dorthin, wo Gott alle Tränen abwischt und alle, wirklich alle, zu ihrem Recht kommen; und das bezieht sich nicht nur auf uns Menschen - es umfasst die ganze Schöpfung.

Mitten in die Ängste und die Unbehaustheit so vieler, die in unserer Gesellschaft leben, können wir so eine Perspektive der Hoffnung hineinsprechen.

Die Würde des Menschen und die Hoffnung über den Tod hinaus: Allein diese beiden Themen lassen schon ahnen, wie menschenfreundlich unser Glaube ist. Wenn wir ihn einbringen, geht es uns nicht um ein System unter anderen; nicht um eine Philosophie; auch nicht um eine Sammlung von Lehrsätzen, die zu glauben sind; es geht um die Begegnung mit einer Person. Denn das ist das unterscheidend Christliche: Die Begegnung mit der Person Jesu Christi, die mitten unter uns wirksam ist und die Fülle des Lebens für alle will.

„*Ich gönne meinem Kind einen so menschenfreundlichen Gott, wie ihn die christliche Botschaft vermittelt*“ - so begründet die junge Frau, von der ich eingangs gesprochen habe, ihre Entscheidung, ihr Kind taufen zu lassen. Und sie fährt fort: „*Ich will meinem Kind helfen, die religiösen Traditionen des Abendlandes zu verstehen. Ich will meinem Kind die Geborgenheit christlicher Rituale vermitteln und den Halt einer kirchlichen Gemeinschaft. Ich will, dass so die Welt für mein Kind ein Zuhause wird.*“

2. Wie bieten wir es an?

Damit bin ich beim zweiten Teil meines Vortrags: **Wie** können wir diesen unseren Schatz anbieten - ohne in Extreme zu verfallen: entweder in das Extrem, Menschen respektlos zu vereinnahmen - oder in das Extrem einer falsch verstandenen Toleranz, der alles gleich gültig ist?

An diesem Punkt ist Madeleine Delbrêl eine große Lehrmeisterin. Ich möchte ihren Schritten jetzt mal nachgehen:

a) Verwurzelung als Basis für Dialogoffenheit

Wer das christliche Profil in den Dialog mit anderen einbringen will, muss dieses Profil selbst kennen und es ins eigene Leben integrieren. Nur so wird das Glaubenszeugnis authentisch.

Das klingt wie eine Binsenweisheit. Aber es ist nicht selbstverständlich.

Madeleine Delbrêl spricht von einer häufig verbreiteten „christlichen Mentalität“, die noch einmal etwas anderes ist als der Glaube. Leben wir, so fragt sie, wirklich aus der ursprünglichen Kraft einer Begegnung, einer Zusage – oder sind wir „Spezialisten der Vergangenheit“, die vor allem eine bestimmte Gestalt von Glauben und Kirche bewahren wollen? („Das haben wir schon immer so gemacht - „Das haben wir noch nie so gemacht“ - „Das funktioniert sowieso nicht“).

Stattdessen gilt es, sich der Begegnung mit dem lebendigen Gott auszusetzen. Denn alle Rede von Gott bleibt blutleer, wenn sie nicht durchdrungen ist von einer wirklichen Beziehung zu ihm.

Wenn wir unseren Glauben in die Gesellschaft einbringen wollen, dann bleibt uns also gar nichts anderes übrig - so Madeleine Delbrêl - als dass wir uns selber immer wieder bekehren lassen in die Wirklichkeit Gottes hinein.

Von dort her kommen wir dann auch in die Lage, unseren Glauben in die Lebenswelt der anderen hinein zu übersetzen. Von dort her kann dann auch die Angst sich relativieren, von anderen überfremdet zu werden. Von dort her kann echte Offenheit wachsen.

Das braucht natürlich auch ein solides Wissen um die eigene Tradition und die Beheimatung in einer Gemeinschaft. „Wer nirgendwo zu Hause ist, der kann auch keine Nachbarn haben“ - mit diesem Zitat von Johannes Rau habe ich meinen Vortrag ja überschrieben.

- Im Gespräch mit Muslimen ist es z.B. wichtig, sich gut mit unserem Gottesbild auszukennen: dass wir nicht drei Götter verehren, sondern den einen Gott in drei Personen. Wenn wir es uns aussuchen dürften, wäre die Trinität sicher nicht gerade der Einstieg, den wir selbst wählen würden - aber gerade dieses Thema kommt im muslimisch-christlichen Dialog immer wieder zur Sprache.
- Die Verwurzelung in der eigenen Tradition als Basis für den Dialog: das ist dann auch ein zentrales Thema in unseren kirchlichen Kindertagesstätten und Schulen. In unserem Bistum ist es z.B. gar nicht anders möglich, als dass in katholische Kindertagesstätten und Schulen viele nicht-katholische und auch konfessionslose Kinder aufgenommen werden. Wir machen die Erfahrung, dass das für alle Seiten ein Gewinn ist. Auch und gerade, weil hier ein sehr sensibler Dialog eingeübt werden kann, bei dem die Kinder Respekt vor den verschiedenen Religionen und Lebensmöglichkeiten lernen - und bei dem es zugleich klare Vorgaben z.B. in Form einer Eucharistiefeier gibt.

Ich meine, dass es dann ein gutes Zeichen ist, wenn Eltern, die selbst keiner Kirche angehören, ihre Kinder in eine katholische Schule schicken, die sich nicht scheut, Farbe zu bekennen!

Mein muslimischer Schwager hat z.B. seine Kinder lieber in einen kirchlichen Kindergarten geschickt als in einen staatlichen. Es war ihm wichtig, dass die Kinder mit religiösen Werten in Kontakt kamen und da auch Erfahrungen machen konnten.

- Ein Beispiel für ein gelungenes religiöses Angebot in Schulen ist für mich z.B. die Feier der Lebenswende, die wir hier im Bistum für Jugendliche an der Schwelle zum Erwachsenwerden anbieten - als Alternative zur Jugendweihe, die für die meisten noch das Normale ist. Vor allem da, wo es ein katholisches Gymnasium gibt, wird diese Feier der Lebenswende gerne angenommen - von denen, die keiner Konfession angehören.
- Dann noch ein Beispiel: Es gibt bei uns die Tradition der religiösen Kinderwochen, die eine Mischung aus Katechese und Ferienlager sind. An diesen Kinderwochen nehmen in der Regel auch viele nicht getaufte Kinder teil. Die Eltern schicken sie mit, weil es billig ist - aber auch, weil sie den Eindruck haben, bei der Kirche sind ihre Kinder gut aufgehoben. Mehrere Jahre bin ich mit zu den Kinderwochen unserer Gemeinde gefahren. Und da habe ich einmal eine sehr berührende Erfahrung gemacht, die mich darin bestärkt hat, wie wichtig es ist, behutsam und zugleich entschieden das Thema Glaube erfahrbar zu machen. Wir haben jeden Abend in der Kirche ein Abendgebet gefeiert; jedes Kind konnte da ein Teelicht anzünden und eine Bitte oder einen Dank dazu formulieren. Ein kleiner Junge, der noch nie mit der Kirche in Kontakt gekommen war, hat sich das Ganze erstmal ein paar Tage angeschaut. Gegen Ende hat er dann plötzlich auch ein Teelicht angezündet und gesagt: „Lieber Gott, ich danke dir, dass ich jetzt weiß, dass es dich gibt!“

Solche Beispiele zeigen, dass und wie sehr Kinder und Jugendliche religiös ansprechbar sind. Sie brauchen eigene Bilder, Symbole und Rituale, um ihre religiösen Gedanken und Gefühle auszudrücken. Sie brauchen aber sicher vor allem authentische Menschen, die von ihrem eigenen Glauben erzählen und darin verwurzelt sind. Je mehr jemand Gott den ersten Platz im eigenen Leben einräumt und auch öffentlich dazu steht, schafft er oder sie ein Faktum, an dem andere sich

reiben können. Denn wie soll sich jemand für oder gegen etwas entscheiden, wenn er nicht erfährt, womit er es zu tun hat?

b) Güte

Für Madeleine Delbrêl stand weiterhin fest: in der Begegnung zwischen Christen und Nichtchristen geht es vor allem auch um Worte und Zeichen, die etwas von der Würde eines jeden Menschen vermitteln. So wie Jesus Christus einzelne Menschen voll Liebe angeschaut hat, sie beim Namen gerufen hat, so verstand Madeleine Delbrêl Evangelisierung vor allem als personale Begegnung von Mensch zu Mensch, in der Sprache des Herzens und der Güte, die die Sprache Jesu ist. Sie war davon überzeugt, dass gerade die Herzensgüte etwas ist, was für viele Menschen ganz ungewohnt ist. „Das Herz des Menschen unserer Zeit“, so schreibt sie, „erstickt langsam und heimtückisch durch die universale Abwesenheit der Güte“.

Diesem universalen Mangel eine universale Liebe und Güte entgegenzusetzen, gehört für Madeleine Delbrêl zum christlichen Grundauftrag. Darin verleiblicht sich am deutlichsten der Inhalt unserer Botschaft. Wir übersetzen damit sozusagen unsere Überzeugung von der Würde des Menschen in kleine Münzen.

Und dann kann es sein, dass es wie eine „Sauerstoffzufuhr“ für die Herzen ist, wenn Menschen einem wirklich gütigen Mitmenschen begegnen.
Die Güte ist ja eine Sprache, die weltweit verstanden wird - und die auch Menschen unterschiedlichster Religionen und Weltanschauungen miteinander verbindet.
Der Wert der universalen Nächstenliebe gehört deshalb ins Zentrum eines Dialogs mit Nichtchristen. Dieser Wert muss erfahrbar werden - durch gemeinsames Engagement, aber auch durch die Zeichen, die wir als Christen in unserer Gesellschaft setzen.

In Bezug auf katholische Schulen heißt das z.B., dass sie sich in den Dienst am Leben der Kinder stellen müssen - vor allem jener Kinder, die in irgendeiner Weise benachteiligt sind. „Der soziale Bildungsauftrag gehört zum Kern dessen, was eine katholische Schule ausmacht“ - so hat es neulich Erzbischof Becker, der deutsche Schul-Bischof, formuliert. „Unsere Schulen müssen sich daran messen lassen, wie offen und einladend sie gerade auch für junge Menschen aus einkommensarmen Familien wirken“.

c) Verzicht auf Macht und Erfolg

In alldem, was ich jetzt über das christliche Profil und den Schatz unseres Glaubens gesagt habe, scheint mir ein letztes noch sehr wichtig zu sein:

Wir dürfen diesen unseren Schatz freudig und auch selbstbewusst in den Dialog mit anderen einbringen. Wir sind auch zu klaren Stellungnahmen herausgefordert. Wir brauchen unser Licht nicht unter den Scheffel zu stellen aus Sorge, vielleicht als intolerant zu gelten.

Aber all dies unter dem Vorzeichen, dass wir auf jede Art von Machtanspruch in der Weitergabe unseres Glaubens verzichten. Es braucht deshalb auch eine gelassene Absichtslosigkeit, die uns davor bewahrt, andere zu vereinnahmen. Das Evangelium anderen anzubieten heißt nicht, sie zu bekehren. Gott ist es, der den Glauben schenkt. Wir können nur uns selbst schenken - mit unserer inneren Beheimatung, mit unserer leidenschaftlichen Überzeugung und zugleich mit einem großen Respekt vor der Tradition und den Werten anderer.

Eine solche Mischung aus leidenschaftlicher Überzeugung und gelassener Absichtslosigkeit höre ich auch aus den Sätzen von Johannes Rau heraus, mit denen ich jetzt schließen möchte:

Wenn Menschen meiner Generation mich fragen, was sie denn weitergeben sollten, dann sage ich ihnen dies:
Sagt euren Kindern, dass euer Leben verdankt ist dem Lebenswillen Gottes.
Sagt ihnen, dass euer Mut geliehen war von der Zuversicht Gottes.
Sagt ihnen, dass eure Verzweiflung geborgen war in der Gegenwart des Schöpfers.
Sagt ihnen, dass wir auf den Schultern unserer Mütter und Väter stehen.
Sagt ihnen, dass wir ohne innere Heimat keine Reisen unternehmen können.
Denn wer nirgendwo zu Hause ist, der kann auch keine Nachbarn haben.“

Johannes Rau